

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 170. Bromberg, den 8. Oktober 1925.

Die Flamme der Welt.

Roman von Guido Kreutzer.

(22. Fortsetzung.)

16.

Martine hatte alle ihre Hausfrauenpflichten wieder aufgenommen, der ganze weitverzweigte Apparat griff tadelloser denn je ineinander. Doch sie ging still und mit schmalen Lippen umher; zeigte eine erschreckende Blässe; hatte morgens überwachte, dunkel umränderte Augen. Selbstverständlich mühte sie sich um äußere Unbefangenheit, betreute den Vater fast noch sorgsamer als sonst, ging krampfhaft auf alle seine Wünsche ein, lächelte — doch dies Lächeln konnte der Geheimrat kaum ertragen, es gab ihm jedesmal einen Stich ins Herz.

Und dann kam der Sonntag. Der Geheimrat war mit Martine aus dem Vormittagsgottesdienst gekommen, hatte ihr aus dem Wagen geholfen, stieg neben ihr die Freitreppe zum Herrenhause hinauf. Da blieb sie plötzlich stehen, schwankte, griff mit den Händen vor sich in die Luft . . . Gerade noch rechtzeitig sprangen die Sreczynska und der Inspektor hinzu, der Sonntag immer zum Essen ins Herrenhaus geladen war und die Herrschaften bereits auf der Diele erwartete.

Die tiefe Ohnmacht dauerte lange. Der Kutscher jagte mit den beiden Orloff-Trabern nach dem Arzte zur Stadt. Als die Gäule nachher aus dem Birschwagen wieder ausgespannt wurden, hatten sie kein trockenes Haar mehr.

Der Sanitätsrat blieb wohl eine halbe Stunde oben in Martines Zimmer, die schon wieder zu sich gekommen war. Als er nachher mit dem Geheimrat sprach, wählte er die Worte sehr vorsichtig.

„Die körperliche Verfassung ist einwandfrei; blutarm, aber kerngesund. Die Gründe müssen tiefer liegen, mehr seelischer Natur sein. Sie wissen nichts Näheres darüber, Herr Geheimrat? Nun — ich schreibe ein paar harmlose Mittelchen auf. Die Hauptarbeit muß aber der eigene feste Wille Ihres Fräulein Tochter leisten. Im übrigen besteht keinerlei akute Gefahr irgendwelcher Art!"

Damit verabschiedete er sich.

Nur die Rücksicht auf seinen Verwalter hielt den alten Herrn davon zurück, sich sofort zu seiner Tochter zu begeben. So zwang er sich, ein paar Bissen zu essen, eine halbe Stunde sich mit Herrn von Schreewen äußerlich gelassen und freundlich zu unterhalten. Dann aber eilte er zu Martine.

Sie lag im Morgenrock auf der Ottomane ihres Wohnzimmers, lächelte dem Vater, der sich einen Stuhl heranzog, entgegen, streckte ihm die Hand hin:

„Verzeih, Papa — ich schäme mich vor mir selbst, daß ich so wenig Selbstbeherrschung besaß. Es wird nicht wieder geschehen."

„Hast du schon etwas zu dir genommen, Kind?"

„Noch nicht. Bitte, quäle mich nicht. Später werde ich essen."

„Strengt dich das Sprechen und Zuhören sehr an?"

„Wo denkst du hin, Papa? Im Gegenteil — ich bin froh, daß du kamst."

„Also, ich habe mit dem Arzt gesprochen und inzwischen meinen Entschluß gefaßt. Möchte dir jedenfalls einen Vorschlag machen: wollen wir irgendwohin in ein Bad gehen oder auf ein paar Wochen nach München oder Dresden? Du brauchst Luftveränderung, Unterhaltung, Ablenkung; du mußt auf andere Gedanken kommen, anderen neuen Anregungen in dir Platz einräumen."

„Und sonst wußte dir der Arzt nichts zu sagen?"

Der Geheimrat vermied es, diesen klar und groß auf ihn gerichteten Mädchenaugen zu begegnen.

„Allerdings; er erwähnte etwas von Gründen seelischer Natur, gegen die nur der eigene, feste Wille etwas helfen könnte!"

„Und diesen festen Willen habe ich jetzt!" . . . .

Sie ließ die Hand des Vaters frei, die sie noch immer gehalten, legte den Kopf in die Kissen zurück . . . . „Nein, Papa, ich denke gar nicht daran, zu reisen. Du siehst doch, es bekommt mir nicht. Ich bin so froh, wieder bei dir und zu Hause zu sein. Zerre mich nicht in die Unruhe dieser schrecklichen Hotels und Pensionate. Jetzt kommt der Frühling, und nirgends auf der Welt ist es so wunderschön als bei uns hier in Warrischken."

„Da magst du schon recht haben, Kind. Doch was hilft es uns unter diesen Verhältnissen?!"

„Alles, Papa. Ich sage dir doch: von jetzt an bin ich wieder, wie ich immer war. Vergiß den heutigen Tag, wie auch ich ihn vergessen will . . . so kommen wir am schnellsten wieder ins alte Gleis."

Er schüttelte den Kopf.

„Noch nicht, Martine; noch ist da die andere Geschichte, die erledigt werden muß."

Dann mit schnellem Entschlusse:

„Ich fahre morgen nach Berlin!"

„Nicht wahr, Papa, wegen der Überführung von Viktors Leiche?! Das läßt dir nun, da ich dir wieder davon gesprochen, keine Ruhe mehr."

„Wegen — Viktor, Kind; und — wegen Torunn! Die Woche ist vorüber: und . . . . . so geht es nicht länger!"

Martine machte eine unruhige Bewegung und zog die seidene Steppdecke höher hinauf. Dann strich sie mit müder Hand eine gelöste Locke aus der Stirn. Die Worte fielen schwer von ihren Lippen:

„Fahre, Papa, und sieh, wie das alles zusammenhängt. Eher ist ja hier doch keine Ruhe."

„Nein, Kind — für uns beide nicht!" — —

Und so fuhr denn der Geheimrat nach Berlin, forschte nach Dr. Torunn, aber vergeblich, und erledigte auch die Leichenüberführung seines Sohnes. Von Dr. Torunn war auch in seinem Hotel nichts in Erfahrung zu bringen; er war eines Morgens unter Hinterlassung seiner Sachen fortgefahren und nicht wiedergekommen. Weiter wußte man nichts. Auf der Rückfahrt lernte der Geheimrat im D-Zuge die Gattin seines Inspektors von Schreewen, Sascha Varena kennen. Er nahm sich ihrer väterlich an und erhielt von ihr einen Brief Jost von Ryssows zu lesen, aus dem er endlich von dem Pistolenduell Dr. Torunns erfuhr. Daheim angekommen, begleitete der Geheimrat in ritterlicher Zuvorkommenheit Sascha Varena ins Schloß und bat sie, im blauen Zimmer auf ihren Gatten zu warten. Dann wandte er sich seiner Tochter zu.

Der Inspektor kam soeben durch das Hoftor geritten, schwang sich aus dem Sattel und begrüßte den Geheimrat und Martine, die gerade vor dem Zwinger standen.

„Und nun gehen Sie gleich rüber ins Herrenhaus, Sie kennen doch das kleine blaue Zimmer", lachte der Geheimrat — „dort erwartet Sie jemand!"

Der Inspektor starrte ihnen verdutzt nach. Dann wandte er sich ab, ging zum Herrenhause hinüber und stieg die Freitreppe hinauf.

„Im blauen Zimmer!" raunte er halblaut mit gemessener Verneigung.

Herr von Schreewen hörte es kaum. Nachgerade begann ihn diese Geheimniskrämerei unruhig zu machen. Hastig durchquerte er die Diele, riß die Tür zum blauen Zimmer auf, zog sie hinter sich wieder ins Schloß.

Hermann, der Lakai, schien bereits unterrichtet zu sein. Er wartete auf der Diele, öffnete die Glastür.

Im ersten Augenblick sah er niemand. Doch — da, in der Nische neben dem Fenster . . . . eine Frauengestalt! Eine große, üppig-elegante, junge Dame im grauen Seidenkleide, einen weiten Seidenmantel über den Schultern. Von dem Gesicht vermochte er nichts zu erkennen. Mitten im Zimmer blieb er stehen, verbeugte sich.

„Von Schreewen. Gnädigste wünschten mich zu sprechen."

„Georg?!"

Und ein paar Herzschläge danach abermals:

„Georg — ich bin es . . . Sascha!"

Der Mann wurde kreidebleich bis in die Lippen. Er schwankte, griff mit flatternder Hand nach der Lehne eines Stuhles, stierte auf die Frau, die jetzt langsam ihm entgegenkam.

„Sascha . . . du?" Ein heiseres Röcheln war seine Stimme.

Sie versuchte zu lächeln.

„Ja, Georg . . . Ich komme wieder zu dir . . . Ich hab Sehnsucht nach dir . . . Ich — will wieder gutmachen . . . . Ich will jetzt bei dir bleiben bis ans Ende." Und wie ein beschwörendes Flehen: „Georg — ich komme mit reinen Händen und reinem Herzen!"

Und dann ein Aufschrei — ein inbrünstiger, jauchzender Schrei der Erlösung:

„Sascha — du?!"

Sie lag an seiner Brust; sie atmete schwer unter dem pressenden Druck seiner Arme; sie hielt die Augen geschlossen und lächelte, als versinke sie in Wesenlosigkeiten; sie hörte, wie er unter rasenden Küssen murmelte:

„Aber ich bin arm, Sascha — ich habe alles verloren!"

Da schlug sie die Augen auf.

„Sorg dich nicht, Georg — wir werden glücklicher sein, als wir es je waren —"

„Ja — denn ich hab dich wieder . . . du bist wieder zu mir gekommen . . ."

„Weil ich dich liebe!"

* * *

Nach dem Essen sprach der Geheimrat mit von Schreewen über seine Zukunft. Er wollte seinem Inspektor wieder eine selbständige Stellung ermöglichen und bot ihm sein zweites Rittergut Bradaukehmen zur Pacht und späterem Kaufe an, da er es dem jetzigen Pächter nicht wieder geben wollte; von Schreewen ging hocherfreut auf den liebenswürdigen Vorschlag ein, der ihm für die Zukunft wieder eine selbständige Stellung ermöglichte. Während sie noch sprachen, trat Martine, die im Hintergrunde des Zimmers gesessen hatte, auf den Inspektor zu:

„Ich wollte Sie um eine Auskunft bitten, Herr von Schreewen."

„Wenn ich sie geben kann, gnädiges Fräulein."

„Ich glaube, Sie sind dazu in der Lage. Nicht wahr, Sie kannten Herrn Doktor Torunn schon von Berlin her?"

„Jawohl, gnädiges Fräulein."

„Wann war das, Herr von Schreewen?"

„Während des vorletzten Winters."

„Kamen Sie häufiger mit ihm zusammen?"

„Nur ein einziges Mal. Dem Namen nach kannte ich Herrn von Torunn, der in gesellschaftlichen Kreisen mancherlei Beziehungen besaß, bereits seit längerer Zeit, ehe ich Gelegenheit fand, seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Und das geschah noch dazu unter derart ungewöhnlichen Verhältnissen, daß sich mir sogar das Datum dieses Tages — der achte Dezember — unauslöschlich ins Gedächtnis geprägt hat."

„Wieso ungewöhnlich, Herr von Schreewen?"

„Gnädiges Fräulein entsinnen sich vielleicht: damals fand ein glänzendes Kostümfest statt, das durch eine ausbrechende Feuersbrunst zu solch entsetzlicher Katastrophe führte. Es sind damals an hundert Menschen in den Flammen umgekommen. Und das war jener Abend, an dem ich Herrn Doktor Torunn kennen lernte. Er trug das Kostüm eines Parforcereiters und hatte . . . — Mein Gott, gnädiges Fräulein — was ist Ihnen?!"

Auch der Geheimrat war aufgesprungen.

„Es ist nichts, Herr v. Schreewen. Und ich danke Ihnen für Ihre Mitteilungen; sie waren mir wertvoll. Papa, darf ich dich bitten, nachher einen Augenblick zu mir zu kommen?"

Sie neigte gegen den Inspektor verabschiedend den Kopf, wandte sich und verließ das Arbeitszimmer ihres Vaters. Sie ging ganz langsam.

Als der alte Herr zehn Minuten später in unruhiger Besorgnis den Wohnraum seiner Tochter betrat, erhob sie sich hastig aus der Sofaecke, in der sie gekauert hatte.

„Wann fährst du zu Torunn, Papa?"

„Ich dachte morgen abend, Kind."

„Ich begleite dich."

„Und als der alte Herr nicht sofort antwortete:

„Bist du darüber etwa erstaunt, Papa? Verstehst du denn den Zusammenhang noch nicht?"

„Nein, Martine."

„Siehst du! Häufig in der Folgezeit sprachen wir ja auch darüber, wer der Mensch eigentlich gewesen sein mochte, der mich damals aus den Flammen trug, und wie er das überhaupt fertig bekommen hat . . . —"

„Ja, ich wünschte, wir kennten ihn. Denn wir sind ihm zu Dank verpflichtet, wie niemandem sonst auf der Welt!!"

„Kennst du ihn jetzt noch immer nicht, Papa?"

„Wie sollte ich?"

„Torunn war es!"

Er starrte seine Tochter in leise erwachendem Mißtrauen an. Vielleicht war doch von der tiefen Ohnmacht damals etwas zurückgeblieben.

„Ich weiß nicht, was in mir vorging, daß ich Schreewen plötzlich fragen mußte. Es war da ein Zwang, dem ich einfach nachgab. Und als er dann von dem Feste sprach, übersah ich mit einem Schlage alle Zusammenhänge. Wo hatte ich nur meine Gedanken; wie konnte ich so blind sein? Torunn war es, ja der mich aus den Flammen rettete. Jeder Einzelheit entsinne ich mich jetzt: — der Unfallstation, in die er mich geschafft hatte; des Autos; des halbverbrannten Parforcereiterkostüms; höre heute noch seine Stimme, wie er vor unserer Villa mit Hermann sprach, daß er mich vorsichtig ins Haus tragen solle . . . alles wird jetzt wieder lebendig! Alles steht wieder vor mir, als wäre es gestern gewesen!"

„Kind, wenn du dich dennoch in der Person irrst . . . das wäre doch möglich!"

„Es ist unmöglich, Papa. Sofort als mir Torunn hier zum ersten Male gegenüberstand, wußte ich ja, daß ich ihn kannte. Damals leugnete er kaltblütig; vor ein paar Tagen in Berlin gab er es endlich zu. Es hätte dessen gar nicht bedurft — ich war auch ohnedies meiner Sache sicher. Die Stimme, das Gesicht, die Figur . . . nichts davon war mir fremd! Papa, es gibt eine innere Überzeugung, die nie lügt und die nie täuscht. Sie hat mich auch in diesem Falle nicht betrogen!"

Ratlos erregt zerrte der Geheimrat an seinem langen Schnurrbart.

„Ich soll das also glauben, Martine: — Torunn! Wirklich und wahrhaftig Torunn?! Gerade er, den ich so schätze; gerade er, von dem ich so viel halte; der mir vom ersten Augenblick Achtung einflößte — gerade er soll es sein, dem ich, dem wir dein Leben verdanken? Und es soll ein blindes Ungefähr gewesen sein, das ihn in unser Haus führte? Nein, ich glaube nicht an solchen Zufall; ich glaube an eine Vorherbestimmung, an die Logik des Schicksals! . . . . . Und doch — welche Veranlassung könnte er gehabt haben, deine Bekanntschaft zu leugnen? Wo lag für ihn ein zwingender Grund, sich nicht einmal danach zu erkundigen, wie du über diesen Abend damals hinweggekommen? Er gehört doch zur guten Gesellschaft; er hat doch Lebensart; er mußte wissen, daß ihm mein Haus jederzeit offen stand. Statt dessen kein Besuch, kein Wort, keine Zeile! Und siehst du, dies gänzliche Schweigen, diese ganze unnatürliche Zurückhaltung — die läßt mich noch immer zweifeln, so gern ich dir auch glauben möchte."

„Glaube mir, Papa; denn auch für sein Schweigen gab er mir in Berlin die Andeutung einer Erklärung. Ich wollte sie nicht verstehen, ich hielt sie für eine gesellschaftliche Phrase — heute weiß ich: sie ist wahr gewesen!"

Ein Brand flog in ihren Augen auf. Ihre eben noch so bleichen Wangen flammten in tiefem Karmin. Die Worte überstürzten sich. Nichts mehr von der alten kühlen Selbstsicherheit, nichts mehr von dem unnahbaren Über-den-Dingen-stehen. Eine Welt brach in Martine von Laar zusammen. Ein Fetisch stürzte von seinem Piedestal: der Götze der eigenen Unfehlbarkeit, zu dem sie allzeit gebetet. In diesem Leben, das die Erkenntnis seiner jungen Selbstsicherheit stets als Dogma angebetet, wankten plötzlich alle Grundlagen. Und aus dem Zusammenbruch stieg die Reue und das Schuldbewußtsein, stieg die jähe, heiße, brennende Sehnsucht eines seiner selbst und seiner Liebe bewußt gewordenen Weibes.

„Um mich hat er damals — da all die anderen nur an die eigene Rettung dachten — sein Leben gewagt! Um mich hat er jetzt Ryssows Forderung angenommen, hat er

sich einem Menschen ohne Gewissen und Verantwortlichkeitsgefühl entgegengestellt, um mich spielte er damals und spielt er heute mit dem Tode! Und wie damals, so schweigt er auch heute! Ich aber, Papa — ich habe ihm dafür keinen besseren Dank gewußt, als ihn vor dir niedriger Gesinnung zu bezichtigen!"

„Martine — du bist außer dir!"

Ihre Augen waren Glut und Flammen. Ihre Worte fieberten.

„Ja, ich bin außer mir. Über mich selbst. Ich habe ein Schuldbewußtsein und eine Reue, die ich nicht ertragen kann. Ich begleite dich nach Berlin! Ich muß Torunn sprechen! Ich muß ihn umVerzeihung bitten! Morgen abend fahren wir."

„Du vergißt, daß wir einen Gast haben."

Sie machte eine herrische Handbewegung. Alle ihre aufgewühlte innere Zerrissenheit trieb ihr ein hochfahrendes Lachen auf die Lippen.

„Die Wohnung für Schreewens wird morgen mittag im Kavalierhause fertig sein, — und müßten die Leute bis in die Nacht hinein arbeiten! Sie wird rechtzeitig fertig sein! Doch selbst, wenn es nicht der Fall wäre — was frage ich in dieser Stunde danach! Vielleicht liegt Torunn im Sterben! Vielleicht hat er nur noch wenige Stunden zu leben! Vielleicht wird er nie wieder gesund! Was weiß denn ich davon?! Ich habe doch nichts Besseres gekonnt, als ihn zu quälen; als meine Launen an ihm auszulassen; als ihn vor dir zu verleumden! Er aber erträgt das alles schweigend und lächelt dazu und wird nicht irre an mir und glaubt an mich. Weil er — weil er mich . . . ."

Sie brach jählings ab, sie schwieg; sie neigte den Kopf und legte das Gesicht in die Hände.

Der alte Herr lächelte still. Und dann schlang er den Arm beschwichtigend um sein schönes stolzes Mädel und zog sie an sich.

„Wie stumpf wir doch eigentlich sind; unser Herz geht täglich über den Rubikon; und wir ahnen nichts davon! Aber nicht wahr: es ist doch etwas Wundervolles um solche Treue — was, mein Mädel?! Und am schönsten, daß gerade der Hans Torunn es sein muß, der mir liebgeworden ist, als wärs mein eigener Junge!"

Draußen im Parke die Drossel sang noch immer ihr jauchzendes, seliges Lied vom Frühling . . .

(Schluß folgt.)

Musiker-Anekdoten.

Mitgeteilt von Reinhold Peting.

Ein Schüler Cherubinis bat seinen Meister, sich die zu Paris stattfindende Generalprobe seiner ersten Oper anzuhören. Cherubini kam und war ein ganz besonders aufmerksamer Hörer.

Als die Oper zu Ende ging, wurde der junge Komponist unruhig. Hatte er doch erwartet, daß sein Meister ihn rufen würde, um ihm einige aufmunternde Worte zu sagen. Endlich faßte er sich ein Herz und trat in Cherubinis Loge ein. Der Meister aber schwieg.

„Sie — Sie wollen mir nichts sagen!" stotterte der junge Mann.

Cherubini schaute vorwurfsvoll auf: „Nun, sagst du mir doch auch nichts, und ich höre dir doch schon nahezu zwei Stunden zu!"

* * *

Dem seinerzeit bekannten Heldentenor Crudelli war es durch die bescheidenen Bedingungen, die er zu stellen pflegte, immer gelungen, ein Engagement zu erhalten. Jedesmal freilich bedang er sich merkwürdigerweise im Kündigungsfalle eine halbe Monatsgage aus und verstand es, um jede Probe herumzukommen. Als Antrittsrolle wählte er immer den „Troubadour". Da sein Können allerdings minimal war, konnte er sich nirgends die Gunst des Publikums ersingen. Im Gegenteil, schon nach der berühmten Romanze, im ersten Akt hinter der Szene zu singen, wurde er regelmäßig ausgezischt und mußte die Bühne verlassen.

Aber einmal, wie schon die Launen des Publikums sind, gefällt diese Romanze ungemein, und Terzett und Finale löste gar ungeheure Begeisterung aus. — „Manrico"-Crudelli fühlt Angstschweiß auf der Heldenstirn: „Herr Direktor, lassen Sie mich gehen, zahlen Sie mir die Halbmonatsgage!" — „Gewiß, mein Lieber, ich gebe Ihnen ein halbes Jahr Vorschuß und soviel Benefize, wie Sie wollen. Sie haben ja großartigen Erfolg." — „Lassen Sie mich gehen, Herr Direktor. Ich kündige!" — „Unmöglich, gleich beginnt der zweite Akt!" — „Den — den singe ich nicht!!!" — „Herr, was fällt Ihnen ein? Sie werden, Sie müssen singen!!!" — „Den kann ich ja gar nicht, Herr Direktor." — „Wa . . . was?" — „Ich bin nie soweit gekommen!"

* * *

Der große Violinkünstler Joachim ging bei seiner Anwesenheit in London zu einem Friseur. Da der Künstler den langen Haarschmuck liebte, unterbrach er plötzlich des Scherenkünstlers Tätigkeit durch ein kategorisches „Halt!" — Dieser aber, der den Virtuosen nicht erkannte, war in seiner „Künstlereitelkeit" gekränkt und meinte empört: „Aber, mein Herr, das ist doch unmöglich, mit dieser langen Mähne sehn Sie ja aus wie ein Fidelbogengeselle."

* * *

Marschner, der Komponist des „Hans Heiling", hatte Probe zu Hannover, wo er die Oper leitete. Eine im „Freischütz" gastierende Sängerin ärgerte ihn auf dieser Probe durch die unausstehliche Art, mit der sie forcierte, um die Mängel ihrer spitz gewordenen Stimme zu verdecken.

Marschner bittet: „Um der Barmherzigkeit willen, Fräulein, singen Sie doch auch mal piano."

Die Dame ist beleidigt und singt von nun ab gar nicht mehr. Marschner dirigiert ruhig weiter. Endlich ist die Probe aus und die Dame fragt schnippisch: „Nun, Herr Kapellmeister, habe ich Ihnen so zu Dank gesungen?"

„Jawohl," erwiderte Marschner, „ich kann Ihnen nur raten, heute abend die ganze Rolle ebenso zu singen!"

Die Verschleuderung der Theaterbilletts in Berlin.

Hohe Kassenpreise. — Aber schlechte Einnahmen. — Die Gewinne der „Theatergemeinden".

(Von unserem Berliner U. E.-Mitarbeiter.)

Die Berliner Theater gehen schlecht, obwohl sie Abend für Abend gut besetzt sind und obwohl bedeutend weniger Freikarten ausgegeben werden, als dies bisher der Fall war. Und warum? Die Kassenpreise lauten doch auf 18, 12, 8, 4 Mark. Da muß doch was einkommen? Ja gewiß, wenn die Direktoren diese Preise erzielen würden! Aber leider müssen sie sich großenteils mit einem ganz geringen Prozentsatz begnügen, und daran sind in erster Linie die Theatergemeinden Schuld.

Irgend jemand geht hin und „gründet" eine Theatergemeinde, indem er an Hand des Adreßbuches 100 000 Einladungen zum Beitritt verschickt für seine Gemeinde, die in allen Theatern Plätze zu halben Preisen besorgt. Natürlich greift das Publikum gern zu, und im Handumdrehen hat er 20 000 bis 30 000 Mitglieder zusammen. Dann geht er zu einem Direktor und macht ihm folgenden Vorschlag: er zahlt heute im voraus bar auf den Tisch 100 000 Mark und erhält dafür an jedem Abend der ganzen Spielzeit 150 gute Plätze. Der Direktor rechnet nach. Der andere verlangt innerhalb eines Jahres 50 000 gute Karten von 18, 12 und 8 Mark und zahlt dafür 100 000, also zwei Mark pro Platz!! Zuerst lehnt er ab, aber dann — — wer weiß, ob er immer alle Plätze los wird, und 100 000 Mark bar sind ein schönes Stück Geld, schließlich schlägt er ein. Und wie er handeln fast alle anderen Direktoren auch.

Der Unternehmer zahlt also pro Platz 2 Mark und nimmt dafür 4, 6 und 8 Mark, je nach der Güte. Selbst nach Abschreibung großer Unkosten, Steuern und der Zinsen bleibt ein horrender Gewinn, den der Unternehmer einstreicht, während der Direktor am Ende der Spielzeit seine 100 000 Mark los ist und von seinen Billetts auch nicht viel gehabt hat. Derartige Theatergemeinden gibt es eine ganze Reihe in Berlin, sie alle wirken zum Schaden des Theaters.

Denn was ist das für ein unreeller Betrieb, daß man bei einem solchen Zwischenhändler einen Parkettplatz für 4 Mark ersteht, den man an der Kasse mit 8 Mark bezahlen müßte? Mit welchem Recht werden diese doppelten Preise gemacht? Jeden Kaufmann würde man ob solcher Gepflogenheiten brandmarken, beim Theater, das angeblich eine künstlerische und moralische Angelegenheit ist, findet man anscheinend nichts dabei.

Die Direktoren hätten ein einfaches Mittel, der Sache die Spitze abzubrechen, indem sie mit ihren Eintrittspreisen auf Vorkriegsniveau heruntergehen. Wenn Plätze zu 18 Mark, die ja doch niemand bezahlt, für 2 Mark an den Zwischenhändler weitergegeben werden, der sie für 8 Mark verschachert, warum setzt das Theater den Preis nicht selbst auf 8 Mark herab? Und die anderen Plätze auf 6, 5, 3, 2

und 1 Mark? Die Preise würde das Publikum an der Kasse zahlen, der Zwischenhändler könnte nichts Nennenswertes mehr verdienen, und eines der unlautersten Geschäftsgebaren hätte damit sein Ende gefunden.

20000 Kilometer in einem Monat.

Was leistet ein Flugzeugführer?

Gewaltige Steigerung der Flugkilometerzahlen.

Japanische Flieger kehrten vor kurzem in Deutschland ein' nachdem sie zuvor von Ostasien über Sibirien und Rußland den Luftweg nach den Mittelstaaten Europas gefunden hatten. Diese Flieger sind in Deutschland mit einer Herzlichkeit aufgenommen, die ein entsprechender Ausdruck der nicht unbeträchtlichen Leistung dieser gelben Piloten ist. Wie es heißt, sollen im nächsten Jahre deutsche Flieger auf dem Luftwege in Japan einen Gegenbesuch abstatten. Die Japaner, von jeher ein sehr gelehrig und zielbewußt vorwärtsstrebendes Volk, verbinden mit diesem Flug zweifellos nicht nur sportliche Absichten, sie lassen sicher auch keine Gelegenheit vorübergehen, ihre Kenntnisse des Flugwesens, besonders des Luftverkehrs, zu bereichern und für ihr eigenes Land nutzbar zu machen.

Die Flugleistungen dieser Kontinentspiloten, die als Fühler zur Errichtung künftiger Flugverkehrslinien von Erdteil zu Erdteil zu betrachten sind, werden vorläufig als außerordentliche Taten gefeiert. Zweifellos mit Recht. Aber wenn man die Leistungen unserer deutschen Flugzeugführer betrachtet, die Tag für Tag im regelmäßigen Luftverkehr ihre Maschinen steuern, so überblickt man außerordentlich anerkennenswerte Flugleistungen einzelner Führer, die darum nicht weniger wert sind, weil sie ohne größere Beachtung im treuen Dienste vorübergehen. Seit Errichtnng des Flugverkehrs haben sich die Flugzeiten der einzelnen Führer außerordentlich erhöht. Wenn in den ersten Monaten nach Errichtung der Flugverkehrslinien ein Führer etwa 3000 Flugkilometer zurückgelegt hatte, so sah man das schon als Höchstmaß an. Zwanzigtausend zurückgelegte Flugkilometer im Jahre galten als sehr gut. Der Ausbau des Flugwesens, die Steigerung der Betriebssicherheit und die Erhöhung der Schnelligkeit unserer Verkehrsflugzeuge haben jedoch auch die Leistungsziffern der Verkehrspiloten gewaltig in die Höhe schnellen lassen. So wurden im weiteren Verlauf 75000, ja sogar 80000 Flugkilometer von einem Führer jährlich zurückgelegt. Damit war die Leistungshöhe aber noch nicht zum Abschluß gekommen. Die diesjährige Flugsaison, die sich eben ihrem Ende zuneigt, hat eine erstaunliche Höchstleistung eines deutschen Flugzeugführers gebracht. Und zwar legte der Flugzeugführer des deutschen Aero-Lloyd Hans Kommol im Monat Juli 20300 Kilometer zurück. Diese deutsche Höchstleistung vollbrachte Kommol auf einer Dornier-Komet III.-Flugmaschine auf der Linie Berlin—Amsterdam—London. Die Leistung wird noch beachtenswerter, wenn man bedenkt, daß in der zweiten Hälfte des Monats Juli gerade für den Flugverkehr sich außerordentlich ungünstiges Wetter einstellte. Mit derselben Maschine legte Kommol in der jetzigen Saison 39000 Kilometer zurück. Diese Entfernung in einer Linie angesehen erreicht fast den Erdumfang.

Die Flugzeugführer, die schon im Felde bewiesen, daß sie zu außerordentlichen Leistungen befähigt sind, haben auch im Flugverkehrswesen Willenskräfte entwickelt, die außerordentlich sind. Am Menschen dürfte es nicht liegen, wenn die Flugverbindungen von Kontinent zu Kontinent heute noch nicht so ausgebaut sind, wie es dem Verkehrsbedürfnisse entspricht. Der Ausbau der Menschen- und Güterbeförderung über Erdteile hinweg ist jedoch nur noch eine Frage der Zeit. Je mehr Deutschland von den lästigen und unverständlichen Friedensvertragsbedingungen über das Flugwesen befreit wird, um so stärker kann es an dieser Aufgabe mitwirken. Hummel.

Spione in Fabriken.

Die Spionage, die zu Kriegszeiten eine so bedeutende Rolle gespielt hat, ruht auch in den Tagen des Friedens nicht, nur daß sie sich andern Zielen zuwendet. Daß sie aber hier, wenn es gilt die Handelsgeheimnisse auszuspähen, nicht weniger listig und erfolgreich zu Werke geht, dafür zeugt die Tatsache, daß es bisher noch nicht gelungen ist, das sorgfamst gehütete Fabrikgeheimnis auf die Dauer geheim zu halten. So werden, wie eine englische Zeitschrift erzählt, in der keramischen Industrie besondere Anstrengungen gemacht, um die verwendeten Materialien nicht bekannt werden zu lassen und in einer dieser Fabriken wurden die zur Anfertigung benutzten Erdarten versiegelten Gefäßen entnommen. Alle Arbeiter mußten bei ihrer Aufnahme Verschwiegenheit geloben und die Wände waren mit Inschriften: „Stumm bis zum Grab" geschmückt. Dennoch konnte das Erzeugungsgeheimnis nicht gewahrt bleiben und in verschiedenen Teilen Europas erstanden Konkurrenzunternehmungen.

Der gleiche Eifer, der sich in der Fabrikspionage äußert, wird auch angewandt, um diese Versuche zu vereiteln und die Spione zu entlarven. So gibt man scheinbar harmlosen Besuchern, die unter irgend einem Vorwand eine Gummifabrik besuchen, ein Messer mit der Bitte, ein Stück Gummi abzuschneiden. Wenn sie nun, ohne an etwas zu denken, das Messer an die Lippen führen, um es anzufeuchten, so werden sie schleunigst vor die Tür gesetzt; denn sie haben sich als allzu sachkundig verraten. Auf ähnliche Weise wurden auch die Besucher einer Fabrik, in der es mancherlei vor Fachgenossen zu verbergen gab, als Chemiker entlarvt, obwohl sie vorher versichert hatten, nicht diesem Berufe anzugehören. Ein Angestellter des Unternehmens gab nämlich einem der Besucher unter einem Vorwand ein Meßglas in die eine, eine mit einem Stöpsel verschlossene Flasche in die andere Hand zum Halten. Als er dann aufgefordert wurde, den Stöpsel zu entfernen, tat er dies in so sachkundiger Weise mit dem unteren Teil der linken Hand, daß er sofort in unzeremonieller Art an die Luft befördert wurde.

Doch auch die achtsamste Gegenspionage versagt der List mancher Spione gegenüber. So gelang es vor einiger Zeit einem Privatdetektiv, sich in einem Fabrikgebäude zur Nachtzeit einschließen zu lassen, und als er am nächsten Morgen durch ein Fenster die Fabrik verließ, trug er die Zeichnungen und Maße einer wichtigen Maschine mit sich fort. Dem gleichen Detektiv gelang es auch, unter der Maske eines völlig Erschöpften in eine in einer abgelegenen Gegend befindliche Fabrik Einlaß zu finden, wo ihn hilfreiche Hände erquickten, während er genügend Muße fand, um einen geheim gehaltenen Fabrikationsprozeß zu beobachten. Oftmals werden auch umfangreiche Anschläge ins Werk gesetzt, um die Fabrikationsgeheimnisse auszukundschaften. So wurde in einem großen Werk ein Feuer gelegt, das auch das hölzerne Gerüst vor einer geheimen Maschine verzehrte. Eines Tages, gerade als der Fabrikleiter abwesend war, erschien ein Handwerker, der die Arbeiten der Zimmerleute bei den Reparaturen vergab und ihnen auch tatsächlich einige Aufträge erteilte. Aber sobald die Luft rein war, zog er Lineal und Notizbuch hervor, und während die mit ihm unter der gleichen Decke spielenden Arbeiter Wache standen, notierte er die für ihn wichtigen Details der geheimen Maschine.

Lustige Rundschau



* **Jägerlatein.** Zwei Jäger erzählten einander: „Mein „Prinz" ist doch fabelhaft: Ich werfe eine Münze in den Teich, er taucht und kommt nicht ohne Münze wieder hoch." „Na, meine Bella erst", sagte der Zweite, „wenn ich einen Hunderter hineinwerfe, dann bringt sie ein Pfund Karpfen und das Wechselgeld!"

*

* **Sein erstes „Du".** Tante: „Wie weit bist du denn eigentlich mit deinem Administrator? Hat er noch nicht „Du" zu dir gesagt?" — Nichte (selig): „Heute ist er zum erstenmal damit herausgeplatzt, Tantchen! Er fragte mich nämlich: „Wie viel kriegst du eigentlich mit, Leni?"

*

* **Gattenliebe.** „Weshalb sind Sie so nervös, wenn Sie ein Auto hören?!" — „Ach, vergangene Woche hat jemand meine Frau im Auto entführt, und jedesmal, wenn es hupt, denke ich, er bringt sie wieder!!"

*

* **Der Ton macht die Musik.** Was ist konsequent? Heute so und morgen so. Was ist inkonsequent? Heute so und morgen so.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.